

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 34 (1952)
Heft: 27

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft "Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitz, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserentenpreis: Die einseitige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp., Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschritten der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Die Frau hinter Punkt 4

Elisabeth Shirley Enochs hat mehr als irgendein anderer Mensch dazu beigetragen, dass von Indien bis nach Peru das Problem der Hungersnot, Obdachlosigkeit, Krankheiten und Verwahrlosung gelöst werden kann; die Regierungen der vielen Länder, für die diese Frau das weibliche Symbol der Hilfe der USA ans notleidende Ausland ist, wissen ihr Dank dafür, dass sie tatkräftig die Bürde der Armut, Unwissenheit und Krankheit bekämpft. Sie hat ein weitläufiges Amt im Federal Security Building in Washington unter sich, von wo aus sie als Leiterin des Internationalen Technischen Dienstes des Sozialversicherungsamtes all jene Sektoren des amerikanischen Vierpunktesprogramms verwaltet, die sich mit dem Gesundheitsdienst, den Wohnproblemen und der Erziehung der benachteiligten Länder der ganzen Welt befassen. Für das totale Programm der wirtschaftlichen und militärischen Hilfe, zu dem dieser Vierpunktesakt gehört, wurde vom letzten Kongress annähernd 7.5 Billionen Dollar bewilligt. Punkt vier wird davon einen beträchtlichen Teil verschlingen.

Es fällt schwer, sich Mrs. Enochs hinter einem Schreibtisch vorzustellen, ist sie doch der geborene Globetrotter; schon als kleines Kind lernte sie unzählige Länder kennen, da ihre früh verwitwete Mutter dem Ehrgeiz frönte, die Tochter zur Kosmopolitin zu machen. Die kleine Elisabeth Shirley besuchte Schulen in der Schweiz, Frankreich, England, Deutschland, Italien und Spanien. Ausser Englisch beherrscht sie in Wort und Schrift sieben weitere Sprachen, inbegriffen russisch, das sie durch Privatunterricht erlernte und während eines Schuljahres 1917 in Nowgorod vervollkommnete, während dessen sie auch ausgedehnte Reisen durch ganz Russland, die Ukraine, den Kaukasus und Bulgarien unternahm. Im Alter von 15 Jahren war sie einen Winter lang in Indien und lernte die indische Dichterin Sarojini Naidu, die Schülerin Gandhis, kennen. Mahmoud Ali Jinnah, der spätere erste Präsident Pakistans, spielte mit dem jungen Mädchen Schach.

1930 verheiratete sie sich in Rio de Janeiro mit einem amerikanischen Marineattaché — gerade als die Revolutionsarmee Vargas' in die Stadt einmarschierte. Seither hat sie manche Revolution miterlebt...

Ihr Arbeitsgebiet ist heute enorm: allein in Lateinamerika umfasst es Bolivien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Costa Rica, Ecuador, Salvador, Mexiko, Panama und Peru, während die Hilfe an die Dominikanische Republik, Nicaragua, Paraguay und Venezuela abgeschlossen werden konnte. Technische und wirtschaftliche Hilfe werden auch an Ceylon, Iran, Ägypten, Indien, Irak, Libanon und Pakistan in grosszügigster Form gewährt.

Mrs. Enochs spielte im Vierpunktesprogramm schon eine grosse Rolle, als es noch gar nicht existierte — oder wenigstens bevor es durch Präsident Truman 1948 so benannt wurde in einer Rede, in der er die amerikanische Hilfe an die benachteiligten Völker als den «vierten Punkt» der vitalen Interessen der Aussenpolitik der Vereinigten Staaten zur Befriedung der Welt bezeichnete.

Ungefähr zur Zeit, als die kleine Elisabeth Shirley geboren wurde, entstand die Idee eines inter-

nationalen Austausches der medizinischen und sozialpolitischen Kenntnisse und Erfahrungen, die den Müttern und Kindern der ganzen Welt zugute kommen sollten. Im Jahre 1912 wurde in Brüssel der Plan eines «Internationalen Wohlfahrtsamtes für das Kind» gefasst, doch konnte er wegen des Ausbruches des Ersten Weltkrieges nicht verwirklicht werden. 1916 kam er auf dem amerikanischen Kontinent, auf dem ersten «Amerikanischen Kongress für das Kind» in Buenos Aires wieder zur Sprache; die Delegierten fast aller südamerikanischen Republiken nahmen daran teil, und auch Vertreter der Vereinigten Staaten, wo der Kongress wenige Jahre zuvor das «US Children's Bureau» geschaffen hatte, waren anwesend. Der Gedanke einer interkontinentalen Zusammenarbeit im Fürsorge- und Wohlfahrtswesen fasste festen Fuss. Wenn Präsident Truman als Vater des Vierpunktesprogramms gelten kann, so darf man ruhig Dr. Luis Morquio von Uruguay als seinen Grossvater bezeichnen. Auf dem Zweiten Kinderkongress von 1919 schlug er die Schaffung einer Kommission zum Schutze des Kindes vor, zu der sich alle amerikanischen Republiken bekennen sollten. Der Plan nahm Gestalt an im Jahre 1927, als das Internationale Amerikanische Institut zum Schutze des Kindes gegründet wurde mit Hauptsitz in Montevideo. Die Vereinigten Staaten waren kontrahierendes Mitglied, und das «US Children's Bureau», dessen Mitarbeiterin Miss Elisabeth Shirley war, machte eifrig mit bei der Neuschöpfung und setzte sich tätig ein. Es erstreckte seine Untersuchungen auf Gebiete wie Geburtshilfe, Ausbildung geschulter Hebammen, Säuglingspflege und -ernährung und Kinderpsychologie. Seine bekannte Veröffentlichung «Infant Care» wurde ins Spanische übertragen und in Millionenaufgabe an die südamerikanischen Mütter verteilt, wobei das Institut die Kosten grösstenteils übernahm.

Die Resultate zeigten sich auf dem Kongress von 1938, der die Verfügungen 63 und 355 annahm; diese Bestimmungen ermächtigten alle Regierungsdepartemente der Vereinigten Staaten, ihre technischen Erfahrungen und Erkenntnisse den Regierungen der südamerikanischen Staaten, der Philippinen und Liberias zur Verfügung zu stellen. Das ganze Programm, an dem heute 26 Organe der Regierung der Vereinigten Staaten beteiligt sind, wird durch das Institut für Interamerikanische Angelegenheiten des US-Statesdepartementes koordiniert. Die Landwirtschaft spielt dabei eine gewichtige Rolle, doch die «menschliche Seite» — Gesundheitsdienst, Wohlfahrt, Wohnprobleme und Erziehung — bleibt die dramatische. 1941 lancierte das «Children's Bureau» sein erstes intergouvernementales Projekt unter den neuen Bestimmungen — mit einem jährlichen Budget von nur 7500 Dollar.

Inzwischen war Mrs. Enochs technische Delegierte beim 7. Amerikanischen Kongress für das Kind in Mexiko-City (1935) und beim Kongress in Lima (1938) gewesen. Seit 1940 hat sie jährlich mindestens zwei Mal jedes Land Südamerikas in ihrer beruflichen Funktion bereist. Im Mai 1951 besuchte sie im Zuge der Planung des Vierpunktesprogramms genau acht Länder in sechzehn Tagen, und im Au-

gust nahm sie als Delegierte der Vereinigten Staaten an der zweiten ausserordentlichen Sitzung des Interamerikanischen Wirtschafts- und Sozialrates teil. Im Januar 1952 reiste sie nach Ägypten, Iran und dem Irak, wo Projekte, die unter ihrer Leitung stehen, eben verwirklicht werden. Von welcher Tragweite sie sind, geht aus einem kürzlich erschienenen Artikel in der «New York Times» hervor, in dem steht: «Das Kommando im Mittleren Osten wird unweigerlich versagen, wenn es ihm nicht gelingt, die Unterstützung des Volkes zu gewinnen. Dazu aber ist primär erforderlich, die erschreckende Not, Unwissenheit und Verseuchung der Regionen zu mildern.»

Mrs. Enochs Leute arbeiten in Teams, die sorgfältig zusammengestellt werden. Die Gruppe, die jetzt eben in Ägypten wirkt, besteht aus einem erfahrenen Sozialfürsorger, einem Spezialisten für Gemeindeorganisation und Kinderwohlfahrt, einer Säuglingspflegerin mit reicher sozialer Erfahrung, einem Demonstrator aus Mississippi, wo die ländlichen Verhältnisse ähnlich sind wie in Ägypten, und einem Erziehungsfachmann, der lange Jahre als Wohlfahrtsbeamter in Schulen wirkte. Dieses Team wird eingeborene Spezialisten schulen für die ländlichen Sozialzentren, durch welche die ägyptische Regierung hofft, die hygienischen Einrichtungen, den Gesundheitszustand, die Ernährungslage und Erziehung in den Dörfern zu verbessern, in denen im ganzen rund 14 Millionen Fellahin ein erbärmliches Leben fristen. Ähnliche Projekte sind im Iran und dem Irak im Tun.

Es geht selbstverständlich nicht darum, zu versuchen, den amerikanischen Lebensstandard zu exportieren. In unserer Zeit werden die Indiosdörfer Bolivians sicher keine Kühlschränke und Waschmaschinen kennen lernen. Den Völkern soll aber derjenige Lebensstandard, den sie erreichen können, zugänglich gemacht werden. Seit 1942 sind Experten und Spezialisten aus 42 verschiedenen Ländern in die Vereinigten Staaten gekommen, um geschult zu werden an Orten mit einem Lebens-

standard, der auch für ihre Heimat erreichbar wäre; so lernten sie Kleinspätler, Beratungsstellen für Mütter und Schwangere, Landwirtschaftsschulen, Erziehungshome und Strafanstalten kennen.

Heute stehen für das Programm wesentlich höhere Beträge zur Verfügung. In Costa Rica hält sich eine amerikanische Delegation auf, die der Regierung bei der Lösung des Wohnproblems für die Massen, die in die Städte geströmt sind, um Arbeit zu suchen, helfen; diese Leute hausen in Baracken und Höhlen auf Stroh und Dreck am Rande der Stadt und verkommen langsam. «Die Unterkunft für sie», sagt Mrs. Enochs, «muss so gelöst werden, dass ihre ländliche Herkunft berücksichtigt wird. Haben sie ein wenig Gartenland, so wissen sie sich schon besser zu helfen.»

In Bolivien arbeitet ein Team von Erziehungs-Experten, das eingeborene Lehrer schult für die Indiosdörfer. Ihre Aufgabe besteht nicht nur in der Vermittlung von Wissen, sondern mindestens ebenso sehr in der Verbreitung der Grundbegriffe über Ernährung, Gesundheitswesen und Hygiene. In El Paso in Texas und Ciudad Juarez in Mexiko besuchen die sich besonders den Fragen der Tuberkulose, der hohen Säuglingssterblichkeit, Unterernährung, Kinderarbeit und Kriminalität widmen; in diesem Grenzgebiet stolchen unzählige verwaiste Jugendliche umher, durchwateten den Rio Grande, um auf der amerikanischen Seite der Grenze zu stehen; manchmal schliessen sie sich zu Banden zusammen, die Einbrüche und Morde begehen und Rauschgifte schmuggeln.

«In allen Ländern mit verelendeten Massen ist es dasselbe», sagt Mrs. Enochs, «hohe Kindersterblichkeit, Obdachlosigkeit, Unterernährung, viele Waisen und Verwaiste, Kinderarbeit von frühster Jugend an und Kriminalität unter den Halbwegsigen. Es wird nie einen dauerhaften Frieden in unserer Welt geben, bevor sich diese Zustände nicht geändert haben.»

Übersetzt (gekürzt) aus «United Nations Worlds» von E. v. A.

Pro Rimini

Im Mai wurde das seit Dezember letzten Jahres in Betrieb stehende Waisenhaus des Giardino d'Infanzia in Rimini feierlich eingeweiht, und damit ist ein weiterer Baustein in diesem grossen Werk gelegt. Der Giardino d'Infanzia wurde im Jahre 1946 von der Schweizerische Arbeiterhilfswerk als Beitrag an den Wiederaufbau der vom Kriege zerstörten Stadt Rimini gegründet. Sein geistiges Hauptziel ist die Erziehung zur Selbstständigkeit, zum Denken und Handeln und damit letzten Endes zur Freiheit; so herrscht denn auch hier ein durchaus fortschrittliches Erziehungssystem, und Rimini darf als bahnbrechende, modernste Erziehungsstätte Italiens angesehen werden. Es geniesst die Unterstützung der italienischen Erziehungsbehörden und wird vielleicht in absehbarer Zeit in den Besitz der Stadt Rimini übergehen dies nicht zuletzt darum, weil es trotz seines ethischen Gewichtes mit beträchtlichen materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Vorläufig werden die Kosten weitgehend vom Schweizerischen Arbeiterhilfswerk getragen, dessen langjährige Leiterin, Frau Dr. Regina Kägi-

Fuchsmann, auch Präsidentin der «Pro Rimini» mit Sitz in Zürich ist, doch hat das Arbeiterhilfswerk auch heute noch soviel andere Aufgaben zu bewältigen und zu finanzieren, dass trotz des nie erlahmenden Einsatzes seiner Leute die Mittel zur Aufrechterhaltung und zum Ausbau des Werkes in Rimini auf die Dauer nicht zur Verfügung stehen.

Wer Frau Dr. Kägi kennt, weiss, wie klar und sachlich sie bei allem Idealismus denkt und plant, und dass sie keine Anstrengung scheut, um einem guten Werk Boden zu schaffen und es durchzuführen. Das zeigte sich auch dieses Frühjahr bei der Generalsammlung der «Pro Rimini» in Zürich, wo sie neben allem Erfreulichen, das es über das Werk zu berichten gab, doch nicht verhehlte, dass es in seiner Fortdauer gefährdet ist, wenn nicht die Mittel beschafft werden können, um es aufrechtzuerhalten.

Wir möchten an dieser Stelle allen unseren Leserinnen und Lesern empfehlen, bei der Pro Rimini, Quellenstrasse 31, Zürich 5, Material über das Werk anzufordern, um es gründlich kennen zu lernen und der ihm zugrunde liegenden Idee Verbreitung

Die Frau Pfarrerin Bitzuis

Im August 1832, als der junge Pfarrer Albert Bitzuis in Lützelflüh im Sinne hatte, sich zu verloben, schrieb er im seinen Freund Burkhalter: «Wenn ich nur einmal Meister würde in meinem Hause! (Seine Mutter und seine um 10 Jahre ältere Stiefschwester, mit denen ihn ein inniges Verhältnis verband, waren bei ihm.) Ich bin aber überzeugt, dass ich mein Leben tag unter irgend einem Daumen werde sein müssen im Innern des Hauswesens. Ich fühle etwas in mir, ich weiss nicht, soll ich es Schwäche, Trägheit oder Gutmütigkeit heissen, das mich dazu verdammt. Doch tröste ich mich, dass mein Joch kaum gar ein schweres je werden wird, weil ich ein Stück der Kunst besitze, diese Daumen zu füttern, damit sie nicht so hart drücken.»

Und im November des gleichen Jahres, zur Zeit seiner Verlobung, berichtete er einem Vetter: «Kund zu wissen sei dir anmit, deiner lieben Frau, deiner verehrten Mutter und Schwestern, dass ich mich versprochen habe mit Jungfer Henriette Zeender, der jüngeren. Da meine Schwester immer noch so viel an mir zu modeln fand, so schlen es mir am besten für Zeitlebens mit eine Gouvernante anzustellen, damit meiner Schwester die Arbeit abgenommen und das Werk ununterbrochen fortgesetzt werden könne. Lass sie Euch bestens empfohlen sein einwillen, hoffentlich wird sie sich dann selbst empfehlen...»

Nun, der junge Pfarrer Bitzuis hatte recht: das Joch wurde kein schweres, und er hatte das Glück, ein harmonisches und schönes Familienleben sich in seinem Heim entfalten zu sehen.

Die Braut, geboren am 8. August 1805, war um acht Jahre jünger als er; der am 4. Oktober 1797 im deutschen Pfaffen in Murten Geborene und zur Zeit der Verlobung 35 Jahre zählte. Ihr Vater, in

ihrer frühesten Kindheit verstorben, war Theologie-Professor in Bern gewesen. Henriette Elisabeth Zeender war die Enkelin des Pfarrers Farnacht in Lützelflüh, dessen Vikar der junge Bitzuis seit anfangs 1831 gewesen und dessen Nachfolger als Pfarrer er im folgenden Jahre wurde. Hier im Lützelflüh-er Pfarrhaus hatten sich die zwei jungen Leute kennen gelernt, bei den gelegentlichen Besuchen, die Henriette ihrem greisen Grossvater machte.

Die Hochzeit fand am 9. Januar 1833 in Wynigen statt und wurde vom dortigen Pfarrer Farnschon, einem Freunde Gotthelfs, eingesegnet, der ihm 21 Jahre später auch die Leichenrede hielt. Das Lützelflüh-er Pfarrhaus, das so schön an der Sonne liegt, war bald erfüllt von einem frohen und sonnigen Familienleben, denn es ging nicht lange, bis drei Kinder anrückten: 1834 Henriette, die nachmalige Frau Pfarrer Rüetschi, die unter dem Schriftsteleramen Marie Walden bekannt wurde; 1835 Albert, der spätere Pfarrer von Twann und bernischer Regierungsrat und Unterrichtsdirektor; 1837: Céleste, die auch Pfarrer wurde und Pfarrer von Rütte heiratete. Gotthelf, der sich in allen seinen Schriften, mit seinem ganzen Leben und Kämpfen für ein gesundes Familienleben einsetzt, der das Glück und den Wohlstand des Staates nur aus der Ordnung und dem Gesunden der einzelnen Familie sich aufbauen und erhalten sieht, wurde das Glück und die Gnade zuteil, selbst eine solche Familie zu besitzen.

Hier war er daheim. Von hier kam ihm Wärme, Verständnis, Ruhe und Sammlung; die er für sein Amt, sein Schaffen, für sein Leben nötig hatte. Hier konnte er sich von seinen sozialen und politischen Kämpfen erholen. Das Haus, die Familie war ihm das, was er im «Schulmeister» sagt: «Das Haus ist des Menschen weiterer Leib, das Haus ist der Herberge seiner Freuden und Leiden, das Haus ist der Zeuge seiner Seele; das Haus soll aber auch der

Magnet sein, der den Mann und das Weib immer heimwärts zieht, soll ihm Trost und Hafen sein in allen Stürmen des Lebens.»

Das glütige Wesen seiner Gattin bildete das rechte Gegengewicht zu seiner leidenschaftlichen, kämpferischen, raschen Natur. Sie wusste zu dämpfen, was es nötig war, und die Strenge, die er gegen seine Kinder herauskehrte, milderte sie mit ihrer Güte und zärtlichen Mütterlichkeit. «Doch», so hören wir von ihrer Tochter Henriette, «nie verachtete die Mutter vor dem sehr heftigen und strengen Vater unsere Fehler.»

Wie wir von Biographen und Nachkommen Gotthelfs wissen, war Frau Pfarrer Bitzuis eine feingebildete Frau, die einen regen Geist besass, äusserlich einfach und von durchschnittlichem Aussehen. Höfartig war sie nicht; aus einem Familienbrief hören wir, dass sie ihrer 18jährigen schwarzen Hut gerne gegen eine braunen gewechselt hätte.

Gotthelfs Vetter und erster Biograph, Carl Manuel, spricht von einem «ungetriebenen Familienglück» im Lützelflüh-er Pfarrhaus. Auch andere Verwandte, Freunde und die vielen sonstigen Gäste, die dieses sonnige Haus stets mit viel Wärme und froher Gastfreundschaft aufnahm (als Gotthelf als Schriftsteller bekannt wurde, kamen Besucher und Verehrer aus der ganzen Schweiz und aus ganz Europa her), erzählen vom glücklichen Frieden dieser Ehe, vom sonnigen Heim, das ein heiteres und schitzendes Idyll für alle war. Die Lützelflüh-er Gastfreundschaft sei geradezu berühmt gewesen.

Gotthelf hatte in seiner Gattin jedoch nicht nur eine fürsorgliche Hausfrau und aufopfernde, treuliche Mutter seiner Kinder; sie war ihm auch eine kluge und verständnisvolle Helferin in seiner schriftstellerischen Tätigkeit — und dies alles trotz ihrer steten Kopfschmerzen. Er gab viel auf ihr gesundes, verständiges Urteil. Sie war ihm, der nicht gern auf andere hörte, die Erste und Nächste, wenn er sich

überhaupt beehren liess, und diejenige, auf die er am meisten und chesten hörte.

Das wussten auch seine Verleger. So setzte z. B. Springer in Berlin seine Hoffnung auf Frau Bitzuis, als es sich darum handelte, den «Schuldenbauer» herauszugeben, über welche Wuchergeschichte der Autor erst den Titel «Hans Joggi und der Rechtsstaat» setzen wollte. Er teilte dann dem Verleger mit, dass seine Frau mit dieser Benennung nicht einverstanden sei, was Springer sehr klag fand, und was ihm einen Seufzer der Enttäuschung entlockte; denn er hatte noch mehr als genug von Gotthelfs kurz vorher erschienenen Kampfschrift «Zeitgeist und Bernergeist». «Rechtsstaat», so schrieb Springer an den Dichter, «das ist wieder die unglückliche Politik, am Ende wieder so ein «Zeitgeist und Bernergeist!» Es wäre erschrecklich! Sehen Sie, ich hoffe noch immer auf die Frau Pfarrerin. Ich habe von Ihrer Frau Gemahlin mir ein so ganz eigenes Bild gemacht und habe das vor mir seit Jahren, wo Sie mir einmal schreiben, dass Sie ihr alle Ihre Erzählungen ernst vorlesen und Ihre Kritik den Ausschlag gibt. Wenn ich Ihrer besseren Hälfte nur einmal so mein Herz ausschütten, der hohen Frau alles vorlegen dürfte, was Ihre Freunde am häuslichen Herde und Ihre Freunde und Feinde in den kritischen Zeitungen über die Politik in Ihrer Schriftstellerei äussern, oh, es würde sicher von fürtriflichen Folgen sein! Sehen Sie, geehrter Herr, auch nach dieser Seite hin, und wenn, wie Sie als gelehrter Wirt, auch die Frau Pfarrerin als hohe Witte mich in dem kommenden Sommer in Ihre viergeliebte Häuslichkeit aufnehmen will, verspreche ich mir von meinem Besuche bei Ihnen ganz besonderen Erfolg, und wenn wir über die Gesamttaube verhandeln, ich werde darauf bestehen, dass Ihre Werte Frau dabei ist, vielleicht den Schiedsmann abgibt, wo es zu Differenzen kommt.»

Frau Bitzuis kannte jedes Manuskript, bevor es

Alice Uher 70jährig

Am 2. Juli konnte in Zürich-Höngg die ehemalige Vorsteherin der hauswirtschaftlichen Abteilung an der Gewerbeschule Zürich im Kreise lieber Angehöriger ihr 70. Lebensjahr vollenden. Ihre ganze Arbeitskraft setzte sie während mehr als 40 Jahren für die heranwachsende weibliche Jugend ein, um ihr die notwendigsten hauswirtschaftlichen Kenntnisse zu vermitteln und sie zugleich im Fache Lebenskunde zu gesunder Lebensgestaltung zu führen.

Alice Uher, die lebhaft Thurgauerin, übte als begeisterte junge Hauswirtschaftslehrerin ihre Tätigkeit zuerst in den thurgauischen Arbeitslehrenkursen aus, um später die grössere, umfassendere Aufgabe an der Gewerbeschule Zürich zu übernehmen. Ihr wacher Geist begnügte sich nicht damit, in hergebrachter Weise die freiwilligen hauswirtschaftlichen Kurse zu erteilen. Ihre Erfahrungen, die sie bei der Untersuchung arbeitsloser Fabrikarbeiterinnen gesammelt hatte, überzeugten sie von der Notwendigkeit, die hauswirtschaftliche Schulung der jungen Mädchen aller Bevölkerungsschichten als obligatorischen Bestandteil ihrer Volksschulbildung anzustreben. Sie begann mit interessierten Frauen in den 20er Jahren die Vorbereitungen für die obligatorische hauswirtschaftliche

Mädchenfortbildungsschule im Kanton Zürich. In unerümelicher, sachkundiger Arbeit wurde ein Gezesentwurf geschaffen, der 1931 in einer kantonalen Volksabstimmung angenommen wurde. Nun wird seit zwei Jahrzehnten im Kanton Zürich wie in einigen andern Kantonen jedes junge Mädchen mit den notwendigsten hauswirtschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet aus der Schulpflicht entlassen. Die Frauen haben schon beinahe vergessen, welcher Anstrengung es bedurfte, dieses Ziel zu erreichen. Jetzt haben sie Gelegenheit, Alice Uher herzlich zu danken für ihr grosses Lebenswerk. Leider ist es nur noch wenigen einstigen Mitarbeiterinnen vergönnt, ihrer besonderen Freude und Dankbarkeit persönlich Ausdruck zu verleihen, dafür stellten sich Hauswirtschaftslehrerinnen im ganzen Lande als Gratulanten ein, um zu danken für viel Anregung und Förderung, die sie von der langjährigen Redaktorin ihres Fachblattes empfangen durften. Eines soll den Frauen erneut bewusst werden: Mit der gesetzlich verankerten hauswirtschaftlichen Mädchenbildung ist die Hauswirtschaft zur gleichen Wertschätzung wie die übrigen Frauenberufe erhoben worden, für deren Erlernung der Staat die gesetzlichen Grundlagen geschaffen hat, ihre Innehaltung überwach. A. G.

zu sichern. Gerade wir Frauen sind dazu berufen, ein Anliegen, das der Erziehung und Formung der Jugend dient, zu unterstützen und zu fördern. Wir haben in all den schweren Nachkriegsjahren immer wieder gezeigt, dass wir uns nicht engzählig auf unser eigenes Land beschränken, sondern den Kindern gerade der kriegsgeschädigten Länder helfen wollen. Hier, bei diesem Werke, ist eine der besten Gelegenheiten dazu! E.V.A.

Der Monatsschrift «Die Frau in Leben und Arbeit» entnehmen wir einen Beitrag von Annemarie Schwytzer, der über Entstehung und Wesen des Giardino d' Infanzia aussagt:

Die Kinder von Rimini

Denkst du an die Gegenwart, so sie ein Korn, denkst du an ein Jahrzehnt, so pflanze einen Baum, denkst du an ein Jahrhundert, so erziehe einen Menschen.

Chinesisches Sprichwort

Denken wir einen Augenblick lang zurück an die allererste Nachkriegszeit, als Desorganisation, Mitleid, Not und Hunger über den Kriegsländern lagen. Damals fuhren lange Schweizer Züge durch ganz Europa und brachten die Kriegskinder zu uns: vreckelig zerfallene, freudlose Wesen mit grossen Vögelaugen, die ins Leere starrten. Damals fuhren grössere und kleinere Schweizer Equipen mit Medikamenten, Lebensmitteln und dem Nötigsten für die erste Hilfe ausgerüstet, in zerbrochene Städte und verelendete Dörfer. Damals brach auch eine kleine Schar zuversichtlicher Leute auf und fuhr nach Rimini, einer kleinen, schrecklich verwüsteten Stadt an der Adria. Sie dachten zuerst nur daran, ein Korn zu säen, d. h. praktische Hilfe zu bringen: Lebensmittel und Kleider, und für die Kranken eine Medizin. Denn dies schien ihnen das Wichtigste: dass sie das Nächste liegende, das Nötigste zuerst erledigten. Nachher wollten sie weitersehen. Mit dieser einfachen Überlegung hatten sie die Forderung der Stunde begriffen, und sie gaben, indem sie zunächst an einer einzigen Stelle der Stadt Schutt, Trümmer und Steine wegräumten und gleich eine Baracke errichteten, den verzweifeltsten Bewohnern der umliegenden Ruinen das Beispiel: Wer nicht zapuckt, erreicht nichts.

Nach kurzer Zeit schon sahen sie, dass ihre Hilfe nicht nur für den Tag sein durfte. Und so pflanzten sie einen Baum: Sie stellten noch mehr Baracken auf, nahmen sich der Kriegswaisen an, eröffneten eine Nähstube und brachten es fertig, dass aus der ganzen Gegend die Väter, Mütter und Kinder zu ihnen kamen, nun nicht mehr um Nahrung bettelnd, sondern Rat und Hilfe suchend.



zum Verleger kam. Sie besorgte auch die Korrektur der ersten Druckbogen. Gotthelf pflegte ihr am Nachmittag vorzuliegen, was er am Morgen geschrieben hatte. Bezeichnend für den Dichter ist, dass er stets am Morgen schrieb, wenn er noch ganz frisch war. Bei schönem Wetter sass er nach dem Abendessen meist draussen im Gartenhäuschen. Während die Kinder im Garten spielten, las sie ihm die eingelaufenen Briefe vor. Immer lobte er sie, auch noch in seinen letzten Jahren, als seine erste Zensorin und Rezensentin.

So war ihm seine Gattin, die treue, kluge Gefährtin, Beraterin und Helferin in allem. Da Pfarrer Bitzius es auch mit seinem Seelsorgeramt sehr ernst nahm und für die Anliegen und Nöte seiner Pfarrkinder zu jeder Zeit des Tages und des Nachts zu haben war, so bedingte dies auch grosses Verständnis und liebevolles Opfersinn der Pfarrfrau. Wir sehen, dass diese Frau — obgleich so wenig genannt und hervorgehoben — keineswegs ein Schattendasein neben ihrem grossen Lebensgefährtin führte, sondern ihr eigenes reiches und tätiges Frauenleben lebte und es einfügte in ihr Haus und ihre Umgebung und zu dem Segen werden liess. Es bildete auch die wertvolle und nötige Ergänzung zu demjenigen ihres Mannes. Wenn Gotthelf so herrliche, unsterbliche Frauenbilder zu zeichnen verstand, so hat er gewusst, aus welchen Quellen er schöpfen konnte!

Frau Pfarrer Bitzius-Zeender hat ihren Gatten, der im Oktober 1854 starb, um 18 Jahre überlebt. Im Jahre nach seinem Tode zog sie nach Bern, wo sie am 15. Juni 1872 ihre Augen schloss. Sie wurde in Lützelhölzli beigesetzt, wo auch ihr grosser Lebensgefährte ruht.

Es gilt gewiss ganz besonders auch für sie das Wort, das Gotthelf in «Käthli, die Grossmutter» sagt: «Die guten Frauen mit Verstand, das sind nicht

So entstand das Centro Sociale. Die Sorge der Schweizer galt vor allem den Kindern und unter diesen besonders den Kriegswaisen, die ein bleibendes Heim finden sollten. Daneben aber sollte die Bevölkerung von Rimini zur Selbsthilfe angeleitet werden.

Und wieder nach einer kurzen Spanne Zeit sahen sie, dass auch dies nicht genigte. Und sie fassten den Plan, den ihnen anvertrauten Kindern nicht nur ein Heim zu geben, sondern sie auch zu erziehen: sie begannen, über die Gegenwart hinaus an die fernere Zukunft, an das Jahrhundert zu denken. So verwandelte sich das Centro Sociale in den

Frauenarbeit in der schweizerischen Industrie

Die auf einer umfassenden Fabrikzählung im Herbst 1949 fussende neueste schweizerische Fabrikstatistik gibt interessante Aufschlüsse über Art und Umfang der Frauenarbeit auf den verschiedenen Gebieten der schweizerischen Industrie. Anhand sorgfältig ermittelter Zahlen zeigt sie, in welchem Masse die zunehmende Bedeutung der Fabrikarbeit im Wirtschaftsleben auch die Berufstätigkeit der Frau beeinflusst. Die Zahlen sprechen hier eine eindrucksvolle Sprache. Im Jahre 1937 betrug die Gesamtzahl der vom Fabrikgesetz erfassten weiblichen Arbeiter 127 189, 1949 dagegen 156 127, was eine Zunahme um 23 Prozent bedeutet. Freilich darf nicht ausser acht gelassen werden, dass in der gleichen Zeitspanne die Zahl der in den Fabriken beschäftigten Männer noch rascher angestiegen ist (von 232 814 im Jahre 1937 auf 341 214 im Jahre 1949), so dass der relative Anteil der Frauen am Total der Industriearbeiter sich um nahezu 4 Prozent vermindert hat. Das aber ändert nichts an der Erkenntnis, dass die Frauenarbeit in der schweizerischen Industrie erheblich zugenommen hat.

Es gibt eine beträchtliche Anzahl von Industrien, die recht eigentlich die Domäne der Frau sind. So vor allem die Bekleidungs- und Wäsche-Industrie, in der überwiegend weibliche Arbeitskräfte (77,3 Prozent) tätig sind und die Textilindustrie, die 59,9 Prozent Frauen beschäftigt. In der Uhrenindustrie arbeiten 48,6 Prozent Frauen, in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie 48,4 Prozent. Demgegenüber sind andere Industrien nach wie vor typisch «männliche» Berufsgebiete; immerhin ist es interessant, festzustellen, dass auch hier die Frau mehr und mehr, wenn auch meist in bescheidenem Masse, Beschäftigung gefunden hat. So waren beispielsweise 1949 in der chemischen Industrie 45,8 Prozent (gleich 19,5 Prozent) in der Holzindustrie 1483 (gleich 12,1 Prozent) in der Metallindustrie 5231 (9,4 Prozent) und bei der Fabrikation von Maschinen, Apparaten und Instrumenten 12 647 (10,8 Prozent) Frauen tätig. Auf Grund dieser Feststellungen wird im Textteil der schweizerischen Fabrikstatistik hinsichtlich der Frauenarbeit bemerkt: «Zweifelloso haben die Frauen während der Kriegszeit zum Teil als Ersatz für eingekerkerte Wehrmänner sich in erhöhtem

Massen in der Industrie, und zwar auch als qualifizierte Arbeitskräfte, betätigt, aber die Fluktuation der Kriegsjahre in den Zahlen der Fabrikarbeiterinnen dürfen nicht allein dem Ersatzbedarf der Industrie für die zum Militärdienst eingezogenen Männer zugeschrieben werden. Schon vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges haben in der Industrie grundlegende Veränderungen im Bedarf an weiblichen Arbeitskräften stattgefunden. Immer mehr ist die früher ziemlich scharf ausgeprägte Trennungslinie zwischen männlicher und weiblicher Arbeit verwischt worden. In den letzten Fabrikzählungen hat sich die Tendenz gezeigt, dass Frauen auch in den Männern vorbehaltenen Industriegruppen Eingang gefunden haben. Das lässt sich nur zum Teil dadurch erklären, dass Hilfsarbeiten, wie zum Beispiel die sorgfältige Verpackung der Waren, die Sortierung und die Tätigkeit an automatischen Maschinen, den Frauen den Eingang in diese Industrien erleichterten. Immer mehr kam man zu der Erkenntnis, dass die Frauen vielfach für Industrien geeignet sind, in denen man früher nur Männer beschäftigte.»

Im Jahre 1947 erreichte die Frauenarbeit in den Fabriken ihren bisherigen Höchststand; damals gab es in der Schweiz insgesamt 170 273 vom Fabrikgesetz erfasste Arbeiterinnen und Angestellte; 1949 betrug deren Zahl noch 156 127. Seither macht sich ein leichter Rückgang, vor allem in der Textilindustrie, der Bekleidungs- und Wäscheindustrie, der Papier- und Metallindustrie und bei der Fabrikation von Maschinen, Apparaten und Instrumenten bemerkbar. In der Stickerindustrie ist dagegen in den letzten Jahren ein Ansteigen der weiblichen Arbeitskräfte zu verzeichnen.

Die Fabrikstatistik gibt einen klaren Überblick über den Stand der Beschäftigung auf vielen wichtigen Gebieten des schweizerischen Wirtschaftslebens. Sie beweist unter anderem mit unanfechtbarer Sachlichkeit die Bedeutung der weiblichen Arbeitskräfte für die Industrie im allgemeinen wie insbesondere für bestimmte Industriegruppen, deren Entwicklung ohne das Wirken der Frauen undenkbar wäre. M. N.

Aus: «Thurgauer A.-Z.»

Giardino d'Infanzia, das Kinderdorf von Rimini. Und so wurden aus Sozialfürsorgern moderne Erzieher. Sie eröffneten einen regelrechten Schulbetrieb, einen Schulbetrieb freilich, wie ihn die Riminesi nicht kennen. Auf unmerkliche Weise wurden die Kinder vom Krieg in den Frieden, von der Angst zur Freude geführt, und als sie erst einmal, des Spielens lange entwöhnt, die ersten bunten Muscheln am Strand suchten und die ersten Burgen bauten, war der Bann gebrochen, der Weg zur schöpferischen Erziehung gebent.

Freiheit heisst der oberste Grundsatz der Erzieher von Rimini, Freiheit auch in der Erziehung. Kein starres Schulprogramm wurde aufgestellt, sondern eines, welches auf alle Wissensgebiete ausgedehnt werden konnte und nur durch einheitliche Themen lose zusammengefasst war. War es Frühling, so beschäftigten sich die aus dem Kinderdorf in die Schulstube hineingewachsenen Kinder mit dem Frühling und seinen Erscheinungen. So wurde gearbeitet: nicht mehr nur das Detail sollte das Kind lernen, sondern die zusammenfassende Schau.

Das Experiment von Rimini sprach sich herum, und so kam es, dass vor noch nicht langer Zeit der Giardino d' Infanzia von internationalen Psychologen und Pädagogen zu einem mehrwöchigen Studienaufenthalts besucht wurde.

Das Beispiel von Rimini, welches eines von vielen ist, wurde auch in der Schweiz gehört und verstanden. Um es abermals denen, die es vielleicht vergessen haben könnten, in Erinnerung zu rufen, wurden diese Zeilen geschrieben.

Und noch etwas: Aus Rimini wurde kürzlich ein dickes Paket geschickt. Wir fanden darin Kinderzeichnungen, römische Krieger und Pferdeköpfe aus bunt bemaltem Ton und Kasperfiguren. Die Weisen von Rimini haben das Kriegserlebnis, haben Hunger, Not und Angst vergessen und sind wieder zu spielenden Kindern geworden. Ihre Zeichnungen, von unbeholfenen Händen aus Papier gekritzelt oder mit erwartetem Sinn für Farbe und Form zum kleinen Kunstwerk gestaltet, bewei-

Politisches und anderes

Die Regierungskrise in Kairo
Die Regierung Hilali Pascha, die seit 1. März im Amt war, ist zurückgetreten. Das neue gebildete Kabinett steht unter der Führung von Sirry Pascha.

Die Kriegesgefangenen in der Sowjetunion
Der Nordatlantiker veröffentlichte einen Bericht über die Kriegesgefangenen in der Sowjetunion. Es heisst darin: Bei zurückhaltender Schätzung hat die Sowjetunion während des Zweiten Weltkrieges annähernd sieben Millionen Mann gefangen genommen. Davon sind etwas weniger als die Hälfte heimgekehrt. Der Rest ist tot oder vermisst, zum grössten Teil unzufrieden mit. Das bedeutet, dass mindestens 40 Prozent der Gefangenen in Russland zwischen 1945 und 1950 in ihren Lagern gestorben sind.

Die Beschäftigungslage in der Schweiz
Der Beschäftigungsgrad stellte sich in einzelnen Industrien im Vergleich zur Vorkriegszeit (Vergleichsjahr 1938: 100 am Ende des 1. Quartals 1952 wie folgt: Baugewerbe 120 (4. Quartal 1951: 111), Baumwollindustrie 107 (110), Seidenindustrie 123 (127), Stickerindustrie 116 (119), Metallindustrie 162 (160), Uhrenindustrie 148 (144), chemische Industrie 175 (174), Nahrungsmittelindustrie 131 (132).

Das Schriftsteller-Parlament in Nizza
Zwischen 14. bis 19. Juni fand der 24. Pen-Klub Kongress in Nizza statt. An dem Kongress nahmen 250 Schriftsteller, Verleger und Dichter von 32 Nationen teil, um über das Thema: Die junge Generation und die Literatur zu diskutieren.

Die französische Akademie
Die Académie des Sciences morales et politiques mit 26 Stimmen gegen 3 beschlossen hat, in Zukunft weibliche Kandidatinnen zu akzeptieren, hat die Herzogin de La Rochefoucauld die ihrige eingereicht. Die Herzogin ist als Schriftstellerin, Journalistin und Frauenrechtlerin hervorgetreten.

Junge Schweizerin dirigiert eine Operette in Paris
Die erste Frau in Paris mit dem Preis des Orchesterdirigenten ausgezeichnete Junge Schweizerin Hedy Selquin, dirigierte im Conservatoire eine Aufführung von Offenbachs «Pomme d'Api». Sie holte sich bei der Kritik und beim Publikum einen sehr lebhaften Erfolg.

Zug 600 Jahre im Bunde der Eidgenossen
Nach Zürich, Basel und Glarus feierte am vergangenen Samstag und Sonntag Zug, der kleinste Kanton unserer Heimat, seine 600jährige Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft. An der Feier nahmen der Bundesrat, die Vertretungen der Eidgenössischen Räte und Gerichte, die Vertretungen der übrigen Kantone teil. Bundespräsident Kobelt entbot den Zugern den väterländischen Gruss im Namen des Schweizervolkes.

Abschluss der Internationalen Arbeitskonferenz
In Genf ist die 35. Session der Internationalen Arbeitskonferenz zu Ende gegangen. Die Konferenz stimmte sechs Konventionen und drei Empfehlungen zu. Die neuen internationalen Konventionen beziehen sich auf folgende Fragen: Soziale Sicherheit, Mutterschutz, bezahlte Ferien in der Landwirtschaft. Eine der drei Empfehlungen betrifft die Zusammenarbeit von Arbeitnehmern und Arbeitgebern im Betrieb.

Die westliche Antwort an Moskau
Die Aussenminister Grossbritanniens, Frankreichs und der Vereinigten Staaten kamen in einer Konferenz zu einer prinzipiellen Einigung über die Antwort auf die letzte sowjetrische Deutschlandnote, die nun noch endgültig formuliert werden wird. Die Minister bekräftigten ihre Übereinstimmung hinsichtlich der Notwendigkeit enger Zusammenarbeit und Konsultation in bezug auf Korea und Südostasien und sie prüften die Mittel, um diese zu gewährleisten.

Trumans Veto überstimmt
Präsident Truman hat gegen das umstrittene Einwanderungsgesetz sein Veto eingelegt. Der Präsident verlangte die Aufhebung der Diskriminierung gegenüber asiatischen Einwanderern und die Erhöhung der Einwanderungsquote für europäische Flüchtlinge. Die beiden Kammern überstimmten aber das Veto des Präsidenten.

Specialhaus für Grossküchen-Einrichtungen
Walter E. Froeh & Co., Luzern
Telephon 041 / 298 40 / 298 41

Ihr Entwurf hatte im Wettbewerb den Sieg davon getragen. Wir begegneten ihnen Fresken u. a. auch während der Schweizerischen Landesausstellung im Grotto Ticinese, dann in Zürich in der Gaststätte «Zur Münz», und ein zürcherisches Sanatorium hat einen Wand schmuck durch sie ausführen lassen.

In der Casa San Cristoforo in Ascona stellt Margherita ihre Gemälde aus, und wenn wir uns in diese Landschaften, Stilleben oder Porträts vertiefen, müssen wir wohl gerade im Hinblick auf letztere feststellen und hervorheben, dass Margherita Osswald-Toppi eine der beredtesten und vornehmsten, gläubigsten Kinderinnen edlen und guten Frauentums ist. Siehen wir nur diese Mädchen- und Frauengestalten im Schutz und der Haft der Wohnstube, in der Behütung eines Gärtchens an, diese Mädchenköpfe von unendlicher, subtilster Ammut, der Ausdruck ihrer Gesichter: der in seiner Reinheit und seinem Ernst ist schmerzlich ergreift. So wird man denn in den Räumen der Casa San Cristoforo immer wieder Besucher antreffen, die lange Zeit vor der unter blauem Schleier trauernden Lucilla, der aparten Ornella oder der Dreier-Frauentruppe auf der Piazza des Dorfes stehen bleiben und in diesen Bann von Einfachheit, Ammut und in einer faszinierenden Art wirkenden Symphonie der Farben geraten sind, dem sie nicht so schnell wieder entkommen.

Wieder jemand vertieft sich in den Anblick des Dorfes aus den Sabinerbergen, der Heimat der Künstlerin, oder es ist der grosse, flammende Sommerblumenstraus, dieses glühende und jubelnde Ja der Schöpfung und dem Massen gegenüber, das den Betrachtenden über die Dasein begreift, «Rosina», ein ammutvolles tessinisches Mädchen, dann das von einer fast hauchzarten Poesie durchwebte Gemälde «Velo grigio» oder endlich die kraftvollen, in einem Fest von Gold, Gelb und sanftem Bräun-

bloss Perlen unter ihrem Geschlechte — Perlen sind leicht zerbrechlich —, das sind Diamanten in der Menschheit, und was solche guten Frauen Gutes tut, das ist vom Allerschönsten, was im Himmel angestrichen wird. H. K.

Minestra mit Margherita Osswald-Toppi

Ihr Haus in Tegna an der Linie Locarno - Domodossola, wenige Schritte vom Bahnhöfen entfernt, das frühere Pfarrhaus übrigens, scheint recht eigentlich für sie gebaut zu sein. Diese Geborgenheit und Stille, dieses Echte, der Erde, dem Himmel, der Natur Verbundene, das Haus und Garten uns als wohnenden Eindruck vermitteln, ihr selbst ist es eigen, hat sie es an, sie strömt und strahlt es aus. Eine sensible, liebedeure, mütterliche Frau, eine demutvolle Künstlerin. Demutvoll so, dass sie wohl weiss: Der Anruf ist immer Gnade, Gehorchen ist Pflicht, Getreu sein heiligstes Gebot, Schaffen und Vollenden kaum aussprechbar beseligendes Glück. Doch, um so arbeiten zu können, bedarf man der Stille und Einsamkeit.

Blühende, duftende Wildnis des Gartens. Stockrosen steigen grossblumig und wie heisse Flecke wildsten Rots in die Höhe; ein Apfelbaum wie eine riesige Harfe aus Geist, Grün und reifenden Früchten nimmt nicht geringen Platz ein. Blumen, grüne, lauschige Plätzchen. Hier döst eine Katze, dort räkelt sich eine andere, Vögel zwitschern und singen. Von oben her, aus den weislich schimmernden Kastanienwäldern des Pedemonte in und über den schroffen Felsen, ruft unablässig der Kuckuck, denn noch ist es Sommer... Mittagstille mit nur einer zögernden, seltsam melodischen Glocke der sehr nahen Kirche, um dessen Turm die Schwalben kreisen, als Ruf.

Staatsbürgerliche Ecke

Vereinigte Bundesversammlung

Die Vereinigte Bundesversammlung, so nennt man bekanntlich die gemeinsame Tagung der beiden Kammern, Ständerat und Nationalrat, tritt nur selten und unter ganz bestimmten Voraussetzungen zusammen. Die wenigen, in der Bundesverfassung genau aufgezählten Aufgaben, die sie zu erfüllen hat, wollen wir heute einmal ansehen.

Die Vereinigte Bundesversammlung ist vor allem eine Wahlbehörde. Sie wählt die Mitglieder des Bundesrates, des Bundesgerichts in Lausanne, des Versicherungsgerichts in Luzern und den Bundeskanzler. Zu gleicher Zeit ernennt sie jeweils auch Präsidenten und Vizepräsidenten dieser Behörden. In Krisenzeiten, wie vor dem Ausbruch eines Krieges, gehört auch die Wahl eines Generalen zu ihren Obliegenheiten. Es erinnern sich vielleicht noch manche daran, wie kurz vor dem Zweiten Weltkrieg Henri Guisan von der Vereinigten Bundesversammlung zum General erkoren wurde.

Zu ihren weiteren Aufgaben gehören auch die zahlreichen Begnadigungsgesuche, mit denen sich die gemeinsame Tagung der beiden Kammern meistens zweimal im Jahr zu befassen hat. In Kriegszeiten, als die zum Tode verurteilten Landesverräter ihre Gesuche einreichen, kam es ja oft zu lebhaften Aussprachen. Diese Begnadigungsbegehren, zu denen der Bundesrat sich schriftlich äussert und

seine Stellung bekanntgibt, werden noch von einer Kommission vorbereitet. In den meisten Fällen folgen dann die Volksvertreter diesen Anträgen.

Auch über allfällige Kompetenzstreitigkeiten zwischen eidgenössischen Behörden hat die Vereinigte Bundesversammlung zu entscheiden. Diese Konflikte sind Fälle, in denen zwei Behörden die gleiche Angelegenheit behandeln wollen, oder in denen im Gegenteil keine Behörde mit der Sache etwas zu tun haben will.

Genau geregelt ist auch, wer die Vereinigte Bundesversammlung präsidiert, denn in der Bundesverfassung ist festgelegt, dass die Sitzungen nach dem Geschäftsreglement des Nationalrates durchgeführt werden und von dessen Präsident geleitet werden. Es könnte vielleicht die Meinung herrschen, der Ständerat hätte sowieso nichts zu bestellen und zu sagen in der Vereinigten Bundesversammlung, weil die Ständeräte ja in der Minderzahl seien. Aber diese Gefahr ist nicht vorhanden. Denn die Wahlen und Abstimmungen werden nicht nach dem Gesichtspunkt: hie Nationalrat — hie Ständerat durchgeführt, sondern entscheidend ist die politische Einstellung der Parlamentarier. Die Ständeräte wurden jedenfalls noch nie majorisiert.

D. V.

Die «undankbare Tochter»

Kürzlich las ich in einem Heftli etwas, das so vielversprechend begann und so unerfreulich endete, dass es mir wert scheint, unter die Lupe genommen zu werden:

Die Überschrift lautete: Ersehnte Selbständigkeit. Von einer Lektion, die das Leben schon sehr vielen erteilt hat, und der kleine Artikel begann damit, dass ein längeres, volljähriges Mädchen sich gerne in der Stadt seinen Eltern ein eigenes Logis gesucht hätte, um ein selbständiges und selbständig zu sein. «Da fiel Frau X fast in Ohnmacht», heisst es, «und die Tochter blieb daheim, denn die Schandheit, die die Mutter die gewünschte Selbständigkeit nannte, wollte es ihr nicht antun.» Dabei handelte es sich bei der Mutter nicht um eine Witwe, und bei der Tochter entsprang der Drang nach Selbständigkeit nichts anderem als dem Wunsche, einmal der Bequemlichkeit und der Bemutterung zu entinnen und sich selbst im Leben zu erproben, (nicht aber, um amourosen Freiheitsgelisten) zu frönen, die man — warum eigentlich? — den Jungen in solchen Fällen gar zu gern als einzige Erklärung nachsagt).

Nun, schliesslich suchte sich das junge Mädchen bei einer Filiale ihrer bisherigen Arbeitgeberfirma in Welschland eine Stelle, und die Mutter fand sich damit ab; denn «die Vervollkommnung der Kenntnisse in der französischen Sprache war Grund genug».

Soweit wäre alles in Ordnung an diesem Artikel. Aber nun kommt der Schluss:

«Als dann das Jahr herum war, und Elsi nach Hause zurückkehrte, da sprach es nicht mehr vom Fortgehen! Vielmehr sonnte sie sich in der wohlgehüteten Wärme des elterlichen Nestes. Die Probe auf Exempel hatte Mutter und Tochter Gewinn gebracht.»

Gewinn? möchte ich fragen. Wieso Gewinn? — Aus diesen Zeilen spricht deutlich der kleinliche Triumph des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren: «Sie sonnte sich in der wohlgehüteten Wärme des elterlichen Nestes.» Ja, ist denn das ein Gewinn, wenn eine erwachsene Tochter nach einem Jahr stillschweigend wieder unter die mütterlichen Flittiche kriecht? — Erzieht denn eine Mutter ihre Kinder dafür? (Der Natur, auf die man sich immer

so gerne beruft, wurde diese Rückentwicklung ganz sicher nicht abgelauscht...) Kann es das erstrebenswerte Ziel mütterlicher Erziehung sein, dass so eine Frau widerwillig ihr volljähriges Kind sich selbständig machen sieht, um es nach einem einzigen Jahr kleinaut wieder heimkommen zu sehen und es nun weiter wie ein Kleinkind zu umgeben und zu umsorgen? — Müsste eine Mutter nicht mehr Freude empfinden, wenn sie sehen würde, dass sie ihr Kind zu einem starken lebensfähigen Menschen erzogen hat, der es überall aufnehmen kann mit dem Leben, der sich überall selber ein gemütliches Zimmer einrichten kann, neue Menschen als Freunde gewinnt und neue Erfahrungen sammelt und — a u s w e r t e t! — Denn nur im Auswerten dessen, was einem das Leben an eigenen Liebe erfahren liess, wird ein Mensch, ob Mann oder Mädchen, seine eigenste Persönlichkeit entfalten. Das wird beim unkomplizierten Menschen rascher, beim differenzierten länger dauern. Wichtig aber ist, dass wenn die Tochter wieder heimkehrt und zu Hause wohnt, sie dennoch ihr eigenes Leben führen kann und auch jederzeit auszufliegen darf. Nicht in die «wohlgehütete Wärme...» soll ein Kind zurückschlüpfen, sondern es soll fortan ein erwachsener Mensch unter Erwachsenen sein. Ich halte es für ausserordentlich wertvoll, dass jeder Mensch im Laufe seines Lebens wenigstens einige Jahre hat, in denen er ganz sein eigener «Herr und Meister» sein muss; denn erst wenn man völlig frei von der elterlichen Beeinflussung und vom elterlichen Schutz Herr über sein Leben, aber auch verantwortlicher Meister desselben gewesen ist, wird man wissen, wie man es in Zukunft gestalten möchte.

Man wird mir nun das antworten, was man uns täglich in 'usend Heftli weismachen möchte, nämlich, dass eine Tochter, die nicht an Selbständigkeit gewöhnt ist, es später — in der Ehe — einmal viel leichter hätte, sich anzupassen, und dass

eine Frau sich ja gerade in der Ehe und der Mutterschaft entfalten und entwickeln könne.

Das sind die «Wahrheiten», die unser Gesellschaftsleben tragen wollen und sonderbarerweise doch nicht funktionieren; denn wenn sie richtig wären, gäbe es nicht solche Mütter, die es als Gewinn bezeichnen, wenn ihre Tochter sozusagen reuemittig wieder heimkehrt, weil ihr der Mutter «draussen» zu rauh piift. Warum ist die Mutter denn so froh darüber? Nennen wir doch das Kind einmal beim Namen:

Sie fühlt sich überflüssig und zwecklos, wenn sie nicht mehr für ihre Kinder sorgen kann. Und doch ist es ganz natürlich, dass eine Frau erst ungefähr 50 ist — oft sogar viel jünger —, wenn

tisch mustern. So kam sie auch zu mir und Lili, und da geschah das für mich Unglaubliche, dass sie mich am Arm nahm, aus der Reihe zog, von Lili weg, und an einen anderen Platz stellte, ein anderes Kind dafür an meinen Platz neben Lili dirigierend. Alles das in ihrer wortlosen, kurzen, fast rücksichtslosen Art. Ich war sprachlos und auf tiefste verletzt. Ich weinte vor Enttäuschung darüber, dass ich nun den schönen Reigen nicht mit meiner liebsten Freundin tanzen durfte. Auch Lili wandte den Kopf nach mir mit einer traurigen, enttäuschten Gebärde. In diesem Augenblick gedachte ich all der vorangegangenen Stunden, da ich mich zusammen mit Lili auf das Fest und den Reigen gefreut hatte, felsenfest war es für uns zwei gewesen, dass wir zusammen sein würden, und nun? Wie tief kann ein Kinderherz eine Enttäuschung treffen! Ich wagte es, die Turnlehrerin zu bitten, sie möge mich wieder zu Lili lassen. Aber sie verneinte nur kurz und sagte, ich sei ja kleiner als sie. So stand ich denn enttäuscht und an Tränen würgend auf meinem neuen Platz, meine ganze Freude war dahin, und ich hasste niemanden so sehr wie Fräulein Gerber, unsere Turnlehrerin.

Von meiner neuen Partnerin hatte ich überhaupt keine Notiz genommen. Als dann der Reigen begann, fasste eine Hand leise die meine und eine schülerliche Stimme sagte, sie werde es schon recht machen, sie wolle sich Mühe geben. Es war Christine, die kleine, stille, rothaarige Christine, die meine tiefe Enttäuschung wohl bemerkt hatte. Ich möchte Christine, die in unserer Klasse so etwas wie eine Ausnahmestellung einnahm, sonst gut leiden. Sie war viel krank, hielt sich von unseren Spielen meist fern, und ich sehe sie heute noch neben dem Eingang zum Schulhaus stehen, so als fürchte sie sich, überhaupt einige Schritte in unseren Turnbel zu wagen, den roten Lockenkopf nach rückwärts

ihre Kinder «flügge» geworden sind, also in einem Alter, in dem sie noch durchaus tatkräftig und voller Lebensgeister ist.

Aber — und nun kommt der grosse Haken an den vorhin genannten Blättli-Theorien — sie hat häufig keine anderen Interessen als die Kindererziehung und den Haushalt, und so möchte sie beides einfach so lange wie möglich im gleichen Umfange weiterführen wie bisher. Warum wendet sie sich nicht den zahlreichen Aufgaben zu, für die man Frauen dieses Alters im ganzen Lande herum braucht? — Warum gibt es keine anderen Gebiete, die sie zu fesseln vermögen? — Warum scheint das Leben, das sich ausserhalb der Familie abspielt, gar nicht vorhanden zu sein als Basis für einen neuen Lebensabschnitt?

Weil die Tochter an Unselbständigkeit gewöhnt war, als sie heiratete,

sich «angepasste» an ihren Gatten und nichts anderes kam als «folgen», zuerst den Eltern und später ihrem Mann. So drückte es einmal eine junge Braut aus, deren Ehe dann auch nichts weniger als glücklich wurde, trotz den besten finanziellen Voraussetzungen. Ein Mann muss schon sehr reif sein, wenn er ein so stetes Folgenschaft gewöhntes Frauen nach der Heirat nicht gar zu gerne in diesem Stadium hält und dabei mit seiner eigenen inneren Entwicklung auch nicht vorwärtskommt; denn woran sollte ein Ehemann reifen, wenn ihm nirgend der Widerstand einer zweiten Persönlichkeit entgegentritt?

Ja, sie hat sich angepasst und entfaltet sich zwar sehr tüchtig als Hausfrau und Mutter,

aber als diese Aufgaben beendet waren, graute ihr vor der Oede und Leere der Zukunft. Wer ist daran schuld?

Schuld ist, dass die Zeit sich geändert hat, dass das Berufsleben den Gatten heute völlig absorbiert, dass die Töchter berufstätig werden und nicht mehr Hausfrauen bleiben, dass die Wohlfahrt, die früher den Frauen reiche Betätigung bot, heute vielfach staatlich organisiert ist und dass sich das Gesellschaftsleben verändert hat, die Geselligkeit anders geworden ist.

Die Ideale, die wir immer noch predigen möchten für die Ehefrau, sind vom Leben selber überholt worden. Unser Leben ist weiter — ich möchte sagen — öffentlicher geworden. Wir müssen teilnehmen am Wirtschaftsleben, an der Sozialpolitik, an den Problemen unserer Zeit. Eine Frau kann es sich nicht mehr leisten, mit sittem gesenkten Blicken durch die Tage zu schreiten. Sie soll ihre Augen gross auf tun, um die Zusammenhänge des Weltgeschehens zu verstehen. Die ferneren Erdteile sind näher herangerückt und haben uns vieles zu sagen, das des Studiums wert wäre, die Kunstrichtungen in Literatur, Malerei, Musik, sie haben alle etwas zu erzählen von dem, was im Menschen nach Wandelung sucht. Und die Probleme der Gesellschaftsordnung selbst verlangen von uns, darüber nachzudenken. Vorträge über Erziehungsfragen, über Schulwesen, über Psychologie — ach, man könnte Unendliches aufzählen, das alles interessant genug wäre für gereifte Frauen, um damit ihr Leben auszufüllen.

«Es lächelt der See, er ladet zum Baden. Ja, aber — Vorsicht!»

Jetzt, wo die Badaisons wieder in vollem Gange ist, häufen sich in den Zeitungen bereits wieder die Meldungen über Badeunfälle. «... wurde von plötzlichem Unwohlsein befallen und ertrank... stürzte sich in erhittem Zustand ins Wasser und erlitt einen Herzschlag.» So und ähnlich tönt es, und immer wieder kann der Leser feststellen, dass nicht nur des Schwimmens Unkundige, sondern sehr oft auch sichere Schwimmer vom nassem Tod erlitt werden. Und wie manches hoffnungsvolle junge Menschenleben ist schon durch eigene Unvorsichtigkeit jäh ausgelöscht worden!

Deshalb wiederholen wir den dringenden Appell an alle Badenden: Vorsicht! Auch wenn es noch so heiss ist und das kühle Element noch so sehr lockt, stürze man sich nicht in erhittem Zustand ins Wasser, sondern kühle sich vorsichtig ab, sei es unter der Dusche oder durch langsames Annetzen. Ohrenkranke sollen sich den Gehörgang mit wasserbeständiger Watte verschliessen (nicht mit Verbandtulle, da diese das Wasser aufsaugt!). Baden kurz nach dem Essen ist sehr gefährlich, man warte nach einer Mahlzeit mindestens zwei Stunden, bevor man sich ins Wasser begibt. Auch soll

len und vielleicht ihre Ehe mit neuen Elementen zu beleben. — Und bei all diesem haben wir die realen Aufgaben in sozialer Hinsicht, die gerade einer mütterlichen Frau viel Befriedigung geben werden, noch gar nicht aufgeklärt.

Wo nicht gedacht wird in der Welt und nicht gelesen und nicht gehorcht, da gibt es Stillstand, da gibt es Langeweile, die mit Putzwerk und Strickwahn sinnlos überbrückt wird.

Und warum?

Eben darum, weil diese Frauen als junge Mädchen festgehalten wurden zu Hause, selbst wenn sich ihr Unternehmungsgedanke und ihre Lust, etwas vom Leben und der Welt zu sehen, mächtig regten.

Nicht die Vervollkommnung der Französischkenntnisse

allein rechtfertigt den Wunsch einer Tochter, einmal selbständig zu sein, sondern das Wissen darum, dass jeder Mensch Umschau halten soll ganz für sich, um zu sehen, was das Leben eigentlich ist. Was es heisst, allein zu sein, was es heisst, mit seinem eigenen Geld auskommen zu müssen, was es heisst, an fremdem Orte krank zu sein und doch vielleicht auch dort liebevolle Pflege zu finden. Lernen, wie man die Menschen erkennen kann und wie man sich durchsetzen muss, um anerkannt zu werden. Lernen, dass Nachgiebigkeit und Weichheit manchmal nötig und manchmal schädlich sein können. Ach, tausend Dinge könnte man nennen. Und dann: lernen, wie andere Familien leben, was andere Leute denken und was anderswo anders ist als daheim. Nur so wird der junge Mensch unteilfähig und lernt sich selber bis auf den Grund kennen. So wird er auch einmal dementsprechend seinen Lebenspartner auswählen wissen. Dies ist wichtig, ist vielleicht das Wichtigste; denn seit die Zeiten vorbei sind, da die Eltern ihrer Tochter den Gemahl aussuchten,

seitdem wurde es nötig, dass auch die Töchter ihre eigentliche Entwicklung, das Tasten und Suchen, das Jeder Junge Mensch erlebt, vor der Ehe durchmachen. Denn Anpassen und Verziehen sollten nicht am Anfang eines Lebens stehen, sondern müssen — so will es mir scheinen — dort beginnen, wo die Hauptentwicklungsphase des Menschen zum harmonischen Abschluss gekommen ist; denn erst dann dass der Leistung vollbracht werden, ohne dass aus der Frau ein religiöses und altna erebliches Geschöpf entsteht. Dass wir deren nur altza viele haben, ist kein Geheimnis!

Eine Tochter, die auf dieser Basis heiratet, wird später, wenn ihre Kinder gross sind, wissen, dass das Leben nun nicht zu Ende ist, sondern nur ein neuer Abschnitt beginnt, in dem man sich entweder alten Liebhabereien und Interessen zuwendet oder sich neue Gebiete erschliesst. Mit den erwachsenen Kindern aber wird eine Freundschaft entstehen, ob sie nun nach ihren «Lehr- und Wanderjahren» zu Hause wohnen oder anderswo. Man wird eine andere Verbindung zu ihnen finden als nur die des «Bemutterns», und dann wird es keine «undankbare» Tochter mehr geben, das ist klar.

Marianne Oczerec

man einige Zeit vor dem Baden keine alkoholischen Getränke zu sich nehmen. Eine gebräunte Haut ist für die meisten Badelustigen ein Ziel, das sie nicht schnell genug erreichen können. Aber auch da lasse man die Vernunft walten. Übertriebene Sonnenbäder kann über die oberflächlichen Hautverbrennungen hinaus zu schweren gesundheitlichen Schädigungen führen.

Jeder Freund des an sich so gesunden Badesportes mache es sich zur Pflicht, sich die nötigen Kenntnisse im Rettungsschwimmen und in der Wie-

Hübsche und praktische Geschenke

Arte del Ticino

Kunstgewerbe - Handgewebe

Stampfenbachstr. 42, Zürich, Telefon 28 59 55

Pfeiffer-Wäsche

In die Ausseuer oder zum Ergänzen erfreut nach Jahrzehnten wie am ersten Tag

Pfeiffer & Cie.
Wäschefabrikation, Mollis
Zürich
Pelikanstrasse 36



lich prägnanten Sonnenblumen, die «Natura Morta» mit den grünen Zitronen im Bastkorb, mit dem königsblauen Buch... BWK

Christine

Es gibt Dinge in unserem Leben, oft unscheinbare Ereignisse, Erlebnisse oder Begegnungen, die, selbst in früher Kindheit gesehen, uns niemals mehr loslassen, und die unsere späteren Handlungen in wunderbarer Weise beeinflussen und bestimmen. So war mein Erlebnis mit Christine.

Wir waren Kinder, elf- oder zwölfjährig, und einer munteren, kameradschaftlichen Mädchenklasse vereint. Wie es so geht, hatten sich trotz aller gemeinsamen und von unserer Lehrerin auch sehr gepflegten Kameradschaftlichkeit einige Mädchen zu besonderen Freundschaften zusammengefunden. So ging es auch mir mit Lili. Wir waren beide gleich lebhaft, ja ungestüm. Wir trafen uns auf dem Wege zur Schule, waren in den Pausen stets beisammen, gingen zusammen nach Hause und besuchten uns gegenseitig in unseren Elternhäusern. Dazu kam noch, dass ich Lili sehr bewunderte, war sie doch in der Klasse die allerbeste Schülerin. Nun, Lili und ich waren tatsächlich die berühmten «Unzertrennlichen» geworden und fanden es selbstverständlich, dass dies von allen anderen bei jeder Gelegenheit respektiert und anerkannt wurde.

Da kam eines Tages eine Turnstunde, in der wir mit der Einübung eines Reizens begannen, sollten für ein nach den Fertigkeiten stufendes kleines Fest. Wer freute sich mehr als ich, denn das war etwas ganz nach meinem Sinn! Strahlend und selbstverständlich stellte ich mich neben Lili, als es hiess, wir sollten uns zu Paaren aufstellen. Die Turnlehrerin, bei uns Kindern übrigens gar nicht beliebt wegen ihrer Strenge, schritt die Reihe ab, die Kinder kri-

gegen die Mauer gelehnt, die Augen, deren merklich schwerer Blick jedem auffallen musste, geschlossen. Fast immer stand sie dort, und wenn sie von uns aufgefordert wurde, bei einem Spiel mitzutun, schüttelte sie nur leicht den Kopf. In unseren kindlichen Egoismen hatten wir sie über unseren Spielen immer bald vergessen und gewöhnten uns daran, sie abseits stehen zu sehen.

Nun stand ich also neben Christine als Partnerin, aber ich schaute sie nicht an, ich würgte an meiner Enttäuschung und den mit Stolz und Trotz verschluckten Tränen. Kein Wort redete ich mit ihr, die sich Mühe gab, meine Aufmerksamkeit auf eine sanfte und liebe Art zu gewinnen. Aber ich konnte und konnte nicht freundlich sein und ihre Freundschaft erwidern. So ging die Turnstunde zu Ende, und als ich Lili gleich auf mich zukommen sah, sprang ich von Christine weg, ohne ein Wort zu sagen, meiner geliebten Freundin entgegen.

In den wenigen Tagen bis zum Beginn der Ferien stand die kleine Christine wenig in meinem Gesichtskreis und in meinen Gedanken, diese Tage bergen in meinem Gedächtnis überhaupt keine Erinnerung mehr an sie; ich weiss nicht einmal, obschon ich mich schon oft zu einer Erinnerung zwingen wollte, ob sie in diesen Tagen die Schule besuchte oder nicht. Nun, die Ferien begannen und eine Woche davon war schon vorbei, als ich mich eines Vormittags auf dem Wege zu einer Besorgung befand, die mir meine Mutter aufgetragen hatte. Es war ein schwüler und etwas dunkler Sommervormittag, Regen oder ein Gewitter drohte. Da wurde ich von zwei Mitschülerinnen laut und eifrig angesprochen: «Weisst du schon», sagten sie, «weisst du schon, dass Christine tot ist?» Die Plötzlichkeit dieser Botschaft verschlug mir den Atem, traf mich wie ein brutaler Stoss, und ich fand keine Erwiderung. «Heute Nachmittag gehen wir zu ihr, kommst du

mit?» fragten die Mädchen. Ich weiss nicht mehr, was ich sagte; noch nie war eine Todesbotschaft mit einer solchen Unmittelbarkeit an mich herangetreten, und ich lief so schnell ich konnte nach Hause, meiner Mutter die furchtbare Nachricht mitteilend. Ja, ich wollte auch zu Christine, wollte ihr Blumen bringen. Die Turnstunde war plötzlich in meinem Gedächtnis auftaucht und mit ihr eine furchtbare Reue, nicht freundlicher zu Christine gewesen zu sein, die an meiner Enttäuschung ja keine Schuld hatte und es empfinden musste, dass ich so gerne neben ihr stand. Ich liess meiner Mutter keine Ruhe, bis ich mit einem Blumenstraus zu Christine gehen durfte. Sie lag noch in ihrem ärmlchen Elternhause aufgebahrt, in einer kleinen Stube. Ihre Mutter empfing mich, traurig und abgehärmt. Ja, Christine war immer kränzlich gewesen; vor einigen Tagen war eine Hirnhautentzündung ausgebrochen, und sie hatte schwer gelitten. Ich durfte meinen Blumenstraus auf Christines Hände legen und ich sah, dass sie ihr weisses Kleid anhatte, das weisse Kleid, in dem sie mit mir den Reigen hätte tanzen sollen. Die schönen, leuchtenden Locken lagen ausgebreitet auf einem Spitzenkissen und waren das einzige, das mir an der kleinen, stillen Gestalt bekannt und vertraut erschien. Ich aber stand da und konnte kein Wort sagen; nur die Tränen liefen mir unaufhaltsam über die Wangen, und in meinem Herzen war ein grösseres Leid, als ich es je gekannt hatte.

Wer denkt noch an Christine? Es ist mehr als wahrscheinlich, dass ihre Eltern nicht mehr leben; es ist möglich, dass eine ältere Schwester es durch viele Jahre und eigenes schweres Erleben verblutschte Erinnerung an sie trägt; eines aber ist ganz sicher, dass ich Christine nie vergessen werde, und dass meine Gedanken an sie immer eine Bitte um Vergeltung sein werden. H. Boerlin.

